
Der Hausfreund
Unterhaltungs-Beilage zur Deutschen Rundschau

Nr. 250. Bromberg, den 28. Oktober 1936

Der tolle Achaz.

Roman von Joh. Wilhelm Hendel.

(9. Fortsetzung.) (Nachdruck verboten.)

Achaz vermag nicht zu sprechen. Er fühlt sich schuldig. Und dies noch mehr, als Juliane sagt: „Ich habe auch immer Einwände gemacht, wenn du mich so sehr verwöhntest!"

„Ich will dir etwas sagen, Juliane. Ich erleichtere mein Gewissen, indem ich dir den Holzschlag in Birkholz für fünftausend Taler verpfände." Er schreibt. „Hier hast du den Schein!"

„Ich nehme ihn nicht an. Aber wie du willst! Wenn es dich beruhigt, lege ich ihn dort in das Nußbaumkästchen!"

„Ich danke dir, Juliane! — Nun kann ich beruhigt bezahlen, was ich noch schulde." Sie zieht ihn an ihre Brust. Er will sich von ihr nicht trennen. Es kostet sie viel sanfte Mühe und Überredung, ihm beizubringen, daß es nun wirklich Zeit für sie sei, dieses lose Gewand, das sie nur für ihn trage, mit der großen, steifen Hoftracht zu vertauschen.

Er geht. Glückstoll, beruhigt.

Als Achaz zum Abendessen über die Gänge des Hotels geht, hört er Cembaloklang aus dem Musikzimmer schallen. Er öffnet die Tür und blickt hinein. Zwei große, blaue Augen — solch ein Blau gibt es nur einmal — starren ihm einen Augenblick erschrocken entgegen. Dann leuchten sie auf, und eine dunkle, warme Stimme sagt: „Ja, ich bin's, die Geraldi: kennen Sie mich noch?"

Und sie schütteln sich kräftig die Hände. Kameradschaftliche Begrüßung! Wie Hortense es gerne hat. „Ich dachte, Sie wären längst in Wien? Wie kommen Sie nach Kassel?"

Hortense sucht, Zeit zu gewinnen: „Hier, halten Sie einmal die Noten! Ich muß das Instrument schließen."

Sie beugt ihr Gesicht nach unten. Da braucht sie ihn nicht anzusehen, wenn sie ihm nicht die Wahrheit sagt. Für ihn ist und bleibt sie die Geraldi.

„Ich führte Verhandlungen mit der Präfektur", sagt sie ablenkend, über meine Kunstbetätigung hier in Kassel. Was tun Sie hier?"

„Ich habe Beschwerden vorgetragen. Meine Landsleute haben mich beauftragt, Einspruch gegen die Kontributionen zu erheben. So, wie es jetzt ist, kann es nicht weiter gehen. Wenn das Getreide schon auf dem Halm beschlagnahmt wird, dann kann der Bauer nicht mehr zu Atem kommen, und wenn der Bauer nichts hat, dann kann die Bevölkerung betteln gehen. Aber ich habe den Eindruck, als ob ich hier gegen stumme Wände geredet habe. Es ist eben ein altes Lied und eine alte Wahrheit: Wehe den Besiegten! — Aber protestieren muß man wenigstens, immer wieder protestieren."

„Wir Leidensgenossen! Welche deutschen Menschen sind das heute nicht?"

Sie geht ihm voran.

Plötzlich bleibt sie stehen und sieht ihm forschend ins Gesicht . . .

„Sie sind schmal geworden. Sorgen? Und wie geht es der Frau Mutter?"

„Danke, gut! Sie hat es überstanden. Auf einer Reise erhielt ich die Nachricht von ihrem plötzlichen Hinscheiden. Ich habe sie nicht einmal mehr gesehen." Hortense reicht ihm stumm die Hand.

Dann geht sie ihm schweigend voraus. Sie nehmen an einem Tisch gemeinsam Platz. Der lange Spiegel neben ihr, der aus der Wand blickt, zeigt ihm ihr feines Profil.

„Wissen Sie, daß Juliane hier ist?" fragt er.

„Ich habe sie tanzen gesehen. Sie nennt sich Bellini. Sie ist ausgezeichnet. Hat noch die Anmut von damals. Ich sah, wie Sie mit ihr im Wagen durch die Anlagen fuhren."

Sie sagt es ganz ruhig und sachlich, und obwohl er ihr Gesicht durchforscht, kann er kein Urteil über ihn und Juliane darin entdecken außer diesem Lob, das ihm wohltut. Sie aber denkt: wie ich sein Gesicht in all seiner Herbheit noch immer so gern mag! Leiser sagt sie:

„Juliane hat ein unsägliches Glück bei allem, was sie anfaßt!"

Da kommt Senig. Er tritt zu Achaz an den Tisch. „Ist es erlaubt? Senig ist mein Name." — Achaz stellt ihm Hortense vor. Senig wird doch nicht . . . geht es Achaz durch den Sinn . . . Aber Senig ist unglaublich taktlos. Er sagt kaltschnäuzig: „Frau Juliane schickt Ihnen durch mich Gruß und Geld. Bitte!" Er legt ein Päckchen Geldscheine auf den Tisch.

Hortense schaut Achaz entsetzt in die Augen. Achaz springt auf, will das Geld Senig ins Gesicht schleudern. Da sagt eine tiefe Männerstimme plötzlich neben Achaz: Hier Geheimpolizei! Erlauben Sie einmal, mein Herr, dies Geld stinkt wahrscheinlich nicht, und doch ist es falsch." — Er packt die Scheine. Senig ist aufgesprungen. „Sie bleiben!" sagt der Fremde, „ich verhafte Sie hiermit im Namen des Königs. Die Scheine sind falsch — natürlich" — er blättert in ihnen — „der Kenner sieht das sofort! Folgen Sie mir, unauffällig!" Er faßt Senig unter den Arm. Er folgt willenlos. Achaz will etwas sagen. Da dreht sich der Fremde um und sagt scharf: „In Zukunft sehen Sie sich Ihre Leute besser an! Für diesmal können Sie mir dankbar sein, daß ich Sie vor Schaden bewahrte, Herr von Bismarck! Den hier suchen wir schon lange!"

Hortense ist zu Mut, als müsse sie vor Scham in die Erde sinken. Aber als sie sich umblickt, ist sie sofort ruhig. Der rasche Vorfall ist von anderen Gästen kaum bemerkt worden.

„Fräulein Geraldi!" — Achaz kann vor Erregung kaum sprechen. „Was werden Sie von mir denken!"

„Daß Sie ein leichtsinniger, unbedachter und auch komischer Mensch sind! Wo haben Sie denn diesen „Herrn Senig" kennengelernt?"

Vor ihren klaren, befehlenden Augen fehlt ihm der Mut zur Unwahrheit. „Juliane sagte, er solle mir aus seiner Hypothekenbank eine gewisse Summe zahlen . . ."

„Juliane? An Sie? Aber wie kommt denn das?"

„Ach! Das ist ja furchtbar. Nicht zum Ausdenken ist das! Dieser Hereinfall! Julianes Arglosigkeit! Sie kann ja gar nichts davon gewußt haben . . . Ich will, daß sie nichts davon gewußt hat. Hören Sie: ich will!"

Er wühlt sein Gesicht in die Hände. Sein ganzer Körper bebt vor Erregung. Hortense blickt schweigend, ohne helfen zu können, auf den Ausbruch seiner seelischen Not. Er hebt sein heißes, schmerzgezeichnetes Gesicht.

„Wenn Sie mich anklagen, müßte ich aufbrüllen wie ein getroffenes Wild. Hortense — ich bin ein Narr! Ein wirklicher Narr! Ein Verrückter! Sie gehört keiner Nation an . . . Und ich habe in diesen Tagen alles vergessen; Vaterland, Aufgabe, Ziel und heiligen Schwur! Sie tanzt für den König Jérôme, der uns peinigt. Und ich habe das alles vergessen."

„Sie haben noch mehr vergessen, Achaz! Dachten Sie nicht daran, daß Juliane in Berlin, wo Sie in ihrem Salon verkehrten, mit einem Geldfälscher verheiratet war? Dies hier ist nun der zweite Fall, wo sie mit einem solchen zu tun hat. Kann das nur Zufall sein? Julianes Person ist ein Magnet, der falsches Geld anzieht . . ."

„Ich verbiete Ihnen, Hortense", — er merkt gar nicht, daß er sie mit ihrem Vornamen genannt hat — „in diesem Ton von ihr zu sprechen, Juliane kann nichts davon wissen . . ."

„Nun, wie Sie wollen!" Sie legt langsam ihre Serviette zusammen. „Ihre Mutter, Achaz! Was würde sie wohl zu Ihnen sagen?"

„Quälen Sie mich doch nicht so! Wenn ich ein Narr war und noch bin, so ist das Strafe genug. Ich muß zu ihr, und zwar sofort!" — Er besinnt sich. „Nein! Ich kann nicht! Und das würde alles verderben. Was fange ich nur an? Ich muß mich selbst verachten . . ."

Hortense sieht seine aufrichtige Pein . . .

„Wenn ich nun zu ihr ginge?"

„Sie wollten das für mich tun?" Er schaut sie ungläubig an.

„Ich denke, daß Ihre liebe Mutter es auch tun würde . . . an ihrer Stelle möchte ich gehen."

„Hortense!" Er will ihre Hände fassen. „Nicht doch! Man wird schon auf uns aufmerksam. Soll ich also gehen?"

„Ich bitte Sie herzlich darum!"

„Gut! Bleiben Sie hier! Ich komme hierher zurück." Sie nimmt einen Wagen. Die Wohnung der Bellini ist ja stadtbekannt. Juliane ist zu Hause. Hortense wartet im Vorzimmer.

Im Türrahmen erscheint Juliane, frohgelaunt, unbekümmert.

„Ach! Fräulein Geraldi! Wie lange sahen wir uns nicht mehr. Sie hätten wohl auch nie geglaubt, daß ich einen Künstlerberuf ergreifen würde!"

Wer mag es außerdem nicht geglaubt haben, sinnt Hortense, sicher denkt sie in diesem Augenblick an Achaz, den sie wohl auch erwartet hat. Alles an dieser Frau empfindet Hortense feindlich, ist Koketterie. Wie freundlich sie mich anschaut, triumphierend fast! Und ein Gefühl des Neides will in ihr emporwachsen, das sie nur mit Mühe bändigen kann. Fast möchte sie eine Gefühlsroheit gegenüber dieser Glücklichen begehen . . ., denn in diesem Augenblick erkennt Hortense klar und schreckhaft, daß sie Achaz liebt. Nicht liebt mit dem Feuerbrand täuschender Sinne, sondern mit der ewigen Glut einer schönheitserfüllten Seele.

Und als ahne Juliane, warum Hortense schweigt, wird auch sie zurückhaltend, vorsichtig und abwartend.

„Ich komme in einer sonderbaren Sache!" beendet Hortense das lange Schweigen. „Verzeihen Sie, daß ich Ihre Frage vorhin nicht beantwortete, Künstlerin wird man nicht, man ist es. Ich habe Sie tanzen gesehen, und ich bin überzeugt, daß Sie immer Künstlerin waren, auch im Leben" — Juliane lächelt schwach und ungläubig — „aber nicht um das zu sagen, kam ich, sondern von Ihnen eine Aufklärung zu erbitten. Vor einer Viertelstunde kam ein Mann zu Herrn von Bismarck an den Tisch, wo wir beide zur Nacht aßen" — sie macht eine kleine Pause, denn sie merkt, daß Juliane ein wenig erblaßt ist, und deshalb stellt sie es weiter wie eine Vertrautheit dar — „ja, Achaz hat mich, mit ihm zu nachtmahlen. Da kommt ein Herr Senig, grüßt von Ihnen und reicht Achaz ein Bündel Banknoten. Aber ein Herr von der Geheimpolizei trat zu uns, verhaftete Senig unauffällig und sagte, das Geld sei falsch . . . Was sagen Sie dazu? Klingt das nicht wie ein Roman?"

Aber wenn Hortense erwartet hat, daß Juliane zusammensinken, schreien, weinen oder anklagen würde, so irrt sie sich. Juliane ist wohl ernst geworden, aber sie entgegnet ruhig und gefaßt:

„Achaz kann mich unmöglich mit diesem Fälscher verwechselt haben! Denn ich bin ja ebenso überrascht und betrogen wie er . . ."

„Und Berlin? Und Louis Ferdinand?"

Juliane sieht Hortense traurig an. „Glauben Sie an meine Schuld? Säße ich denn noch hier? Man hat mich verhört, in Untersuchungshaft genommen, wieder freigelassen und nochmals verhört. Ich habe nichts Unrechtes begangen. Daß Sanden falsches Geld ausgab, wußte ich nicht."

„Ich soll also glauben, daß es Zufall ist, was ich damals und heute erlebte? Zwei Fälle, wie diese, die einander gleichen, deuten immer auf ein und denselben Täter, oder ein — und dieselbe Tatquelle hin . . ."

„Es liegt mir nichts daran, Sie zu überzeugen, Fräulein Geraldi; Sie haben vielleicht in Ihrem Leben noch nie etwas Rätselhaftes erlebt . . ."

Hortense erhebt Einspruch. „Ein Rätsel", sagt sie mit Betonung, „war gleich die Art, wie ich Lord Irving in Berlin kennen lernte!"

„Lord Irving?" Der Name entfährt Julianes Mund wie ein Schreckensruf.

„Ja, Lord Irving, Juliane, Ihr Vater!"

„Es scheint mir, daß Sie mich bis aufs Blut quälen wollen. Ich will nicht fragen, was er Ihnen erzählt hat. Gehen Sie, Sie haben kein menschliches Verständnis! Sie sind hart wie Stein. Der Name Irving ist mir heilig. Ich werde ihn nie mehr tragen. Aber was ich gelitten, geduldet, gebüßt, ertragen habe, seit ich ihn mit meiner Flucht aus dem Elternhaus an der Seite eines leichtfertigen Menschen ablegte, das kann ich Ihnen nicht erzählen. Genug! Gehen Sie! Achaz soll es wissen, und er soll entscheiden. Ich bin nur eine schwache Frau. Auch der heutige Fall ist ein Betrug an mir und meiner Gutgläubigkeit."

Hortense beugt sich über die schluchzend Zusammengebrochene und spricht zu ihr. Ein tiefes Mitleid durchflutet sie. So kann die Lüge nicht sprechen . . ." Ich bin nicht zu Ihnen gekommen, Juliane, um anzuklagen. Ich sah die Seelennot eines Mannes — eines Menschen —, der sich selbst beschimpfte und verachtete — Ihretwegen. Der sich beschuldigte, seinen Idealen, seiner Aufgabe, seinem Vaterland untreu geworden zu sein."

Juliane hebt ihr Gesicht, als höre sie Unglaubhaftes. Die Tränen haben ihre Lieblichkeit in tiefen Kummer verwandelt.

„Vaterland? Was wollen Sie damit sagen. Ich liebe ihn doch. Und er gehört mir."

Hortense erschauert. Hat es Zweck, um diesen Mann noch zu kämpfen? Juliane sieht ihr ungläubig in die Augen. „Hat er das selbst gesagt?"

„Es sind seine Worte. Ich gebe Ihnen mein Ehrenwort darauf!"

Juliane springt auf. Sie lacht grell und unnatürlich.

„Unsereiner! Ja, was liegt an einer Frau wie mir! Einer Weggelaufenen . . . Aber Achaz irrt sich. Auch ich besitze meinen Stolz. Nenne ich mich heute die Bellini, so bin ich doch eine geborene Irving. Ich kann von meiner Kunst leben. Ich bin berühmt. Und wenn ich Achaz lieb hatte und habe —, daß ich ihm den Weg zur Sonne und zum Vaterland versperre, soll er nicht glauben. Ich werde ihm schreiben. Ich will nicht kleiner sein, als Sie, Hortense. Er soll frei seiner Wege ziehen. Unter einer Bedingung: auch Sie dürfen ihn hier in Kassel nicht wiedersehen."

„Was liegt daran!" entgegnet Hortense sanft. „Er hat es mich selbst fühlen lassen, daß er Sie lieb hat . . . kann ich ein Interesse daran haben, ihm wieder zu begegnen?"

(Fortsetzung folgt!)

Der Puffer.

Herbstliche Skizze von Marga Pfeiffer.

Um die späte Sonne im Westen brennt Rot. Sie breitet einen Hauch davon über die dunstblauen Hügel im Osten und über das Land.

Zwischen den mattgrünen Wiesen und gelbbraunen Stoppelfeldern liegt die zerwühlte braune Scholle, die ihre letzten Früchte hergegeben hat. Kartoffelfeuer schwelen darauf und lassen ihre langen Rauchfahnen schräg aufwärts in den Himmel ziehen, wo sie sich allmählich auflösen.

Über die schlechten Wege holpern Pferde- und Ochsengespanne mit der aufgetürmten Last der letzten Kartoffeln. Zufriedene Menschen sitzen darauf oder trotten nebenher. Sie fahren gemächlich in das kleine Dorf, das darauf zu warten scheint, den Reichtum der braunen nahrhaften Früchte in Empfang zu nehmen und in seinen Kellern und Scheunen zu verstauen.

Elisabeth genießt das friedliche Bild in langem Schauen und tiefen Atemzügen . . .

Wie schön! Wie weit ab von der Stadt hetzender und gehetzter Menschen, aus der sie kommt!

Die Ruhe des feiernden Abends breitet sich über ihr Gesicht. Sie ergreift die Hand des Mannes, der schweigsam neben ihr geht und mit starken Schultern und offenen, wetterbraunen Zügen ein rechter Wächter dieses Landes ist. Sie will seine Frau werden. Heute bringt er sie das erstemal auf den Hof des Vaters, den er einst übernehmen wird.

Die Dorfbewohner starren bewundernd das fremde Mädchen an, das blond ist wie die Frauen des Dorfes und doch anders. Die Frauen bleiben stehen, und die Männer nehmen die Pfeife aus dem Mund.

Elisabeth weiß, es kommt selten ein fremder Mensch in die Abgeschlossenheit dieses Landes. Und nun gar eine junge Frau, die nicht den groben Bauernrock, die schon im Herbst Strümpfe an den Füßen trägt, erscheint ihnen wie ein Wunder. Sie sind wie Kinder, denkt Elisabeth, so unberührt und zu ehrlich, um irgend einen Gefühlsvorgang zu verbergen.

Der junge Bauer, der ihr Mann werden soll, hat auch diese Art. Und darum liebt sie ihn . . .

Im Tor des stattlichen Hofes steht der Vater, gerade und aufrecht trotz der Jahre, die sein Haar gebleicht haben. Wie ein Apostel sieht er aus mit seinem langen weißen Bart und dem wehenden Haar um den mächtigen Schädel.

„Willkommen mit Gott in unserm Land und unserm Hause.“ — Elisabeth fühlt die tiefe Stimme wie die tongewordene Ruhe einer geschlossenen Persönlichkeit und den Druck der großen harten Hand wie die Zusicherung steter Hilfsbereitschaft und Zuverlässigkeit.

„Du hast dir eine schöne Zeit für deine Ankunft ausgesucht, mein Kind, unsern Pufferabend.“ — Elisabeth erfährt staunend von der schönen alten Sitte, die heut wie vor Zeiten im Hause des alten Bauern gepflegt wird: An dem Tage nämlich, an dem man die letzten Kartoffeln einfährt, wird ein großer Sack voll der Früchte vom Bauern selbst in die Küche geschleppt, und seine ganze Familie muß antreten zum Schälen, Reiben und Pufferbacken. Die Knechte und Mägde dürfen dabei nicht helfen und erfahren ihre Bedienung durch des Bauern eigene Hand.

Elisabeth fühlt sich seltsam berührt von dem tiefen Sinn der Gemeinschaft, der in der alten Sitte liegt, und ist froh und bereit, sich sogleich mit Schürze und Reibeisen diesem Gesetz unterzuordnen.

In der Küche herrscht Hochbetrieb. Dort sind die Töchter und Söhne des Bauern schon lachend bei der Arbeit. Die alte Haushälterin, die mit zur Familie gehört, führt das Regiment und schwitzt vor Eifer. An allen Vorarbeiten, die geleistet werden, hat sie etwas auszusetzen. Aber die Puffer, die prasselnd und herrlich goldbraun unter den Händen der eifrigen Alten entstehen, sind natürlich Meisterwerke.

Elisabeth wird mit unbefangener Natürlichkeit in die Familie aufgenommen. Und die frohen Laute der Küchengeschäftigkeit mischen sich mit dem übermütigen Lärmen, das aus der Gesindestube dringt.

Dort sitzen die Knechte und Mägde an groben Holztischen, über denen zur Feier des Abends blau- und weißgewürfeltes Leinen ausgebreitet liegt. Riesige Schüsseln voll frischgesottener Pflaumen stehen darauf zwischen dicken Asternsträußen und weitbäuchigen Zinnkannen voll alten Apfelweins.

Es ist ein fröhliches Mahl. Jeder nimmt mit einem Scherzwort seinen Kartoffelpuffer aus des Bauern Hand und läßt es sich wohlschmecken.

Als der Wein in die Zinnbecher fließt und in großen Zügen die durstigen Kehlen hinunterrinnt, wird die Stimmung noch lustiger und lauter. Aber sie hat ein Maß des freien Anstandes, das nicht überschritten wird.

Die Familienmitglieder sitzen verstreut unter dem Gesinde. Elisabeth ist es leicht und eigen zu Mute, als trüge eine große gute Wolke sie über alle Niederungen. Wie wunderbar und rätsellos ist doch das Leben hier, so erdgewachsen und blutverbunden . . . Schon fühlt sie sich als ein Teil davon und ist glücklich darüber.

Dann erzählt der alte Bauer aus seinem Leben, von den Menschen, von Kameradschaft und Gemeinsamkeit.

Es ist still geworden. Jeder fühlt sich unter dem Schutz dieses Mannes geborgen, der von jedem nichts weiter verlangt als die einfache Pflicht der Nächstenliebe.

„Immer geht die Sonne im Osten auf und sinkt im Westen. Immer kreist die Erde um sie . . . Was ist der Mensch, wenn er angesichts der großen Natur Gottes unfroh nörgelt um Kleinigkeiten, wenn er seinen Eigennutz in den Mittelpunkt seines Lebens stellt und andere sich dienstbar macht? Der Mensch soll sich eingliedern in die große Menschenfamilie und seinem Nächsten dienen! Mensch unter Menschen, nahe am Puls der Erde, der großen Mutter, die ihn geboren hat. So wird er frei und gesund sein an Geist und Leib und das Paradies vom Fluch erlösen.“

Der alte Bauer hat diese Worte mit dem Feuer eines Glaubensbekenntnisses gesprochen. Und die Menschen um ihn haben sie tiefer aufgenommen als die Botschaft des Evangeliums, das der Pfarrer ihnen von der Kanzel bringt.

Elisabeth streicht über die kräftige Männerhand, die neben der ihren liegt, geschlossen wie eine Bekräftigung der väterlichen Worte und ein Schwur, sie zu leben.

Hier ist es gut sein. Hier ist Menschentum, Heimat... hier will sie die Kinder gebären, die den Sinn dieses Lebens aufnehmen und weitertragen sollen, über das kleine Land hinweg in die Welt.

Der Mann sieht sie an mit dem Ausdruck einer schlichten starken Liebe, die keine Worte braucht. Und die Bewegung seines kraftvollen Armes, mit der er das Mädchen an sich zieht, ist das Zeichen tiefen Verstehens.

Der steinerne Kapitän.

Heitere Skizze von Christoph Walter Drey.

Wenn bei Ebbe das Wasser zurücktritt und die grauen Watten bloßgelegt werden, kann man ihn sehen. Der steinerne Kapitän steht draußen in einem der Priele. Wer ihn näher angeschaut hat, weiß, daß es ein ganz ansehnlicher Kerl ist — mindestens acht Fuß hoch.

Auf demselben Fleck steht er nun schon seit Jahrhunderten. „Ein merkwürdig geformter Findling!“ sagen die Männer von der Wissenschaft. In den Dörfern an der Küste aber weiß man, daß der Stein um die Zeit des Dreißigjährigen Krieges ein Mensch von Fleisch und Blut und Kapitän auf einer Brigg gewesen ist. Das Schiff lief bei Sturm und Nebel auf die Watten und ging zugrunde.

Alle Mann der Besatzung wurden gerettet. Aber der Kapitän hatte, statt in höchster Not zu beten, so lästerlich geflucht, daß er zur Strafe in einen Stein verwandelt wurde. Es ist noch nicht möglich gewesen, ihn zu erlösen. Ein alter Fischer versuchte es mit allerlei Zaubersprüchen. Da wackelte der steinerne Kapitän auf einmal mit dem Kopf. „Was fällt dir ein?“ fragte er mit dröhnendem Baß.

„Ich will dich erlösen, Käppen!“

„Laß mich zufrieden!“

„Aber Käppen, du kannst hier doch nicht bis an den Jüngsten Tag stehen.“

„Das geht dich gar nix an! Machst nicht gleich, daß du weiterkommst, soll dir was passieren, daß du bis an den Jüngsten Tag daran denken sollst.“

Da zog der Fischer schleunigst wieder ab.

Auch ein Pastor hat es mal versucht mit Segensprüchen.

Da schwieg der steinerne Kapitän. Wohl aus Achtung! Aber stehen blieb er auch. Als das Boot mit dem Geistlichen wieder an Land fuhr, kenterte es. Der Pastor nahm ein kaltes Bad. Man behauptete, daß daran der steinerne Kapitän schuld gewesen sei. —

Nun kam eines Abends Spreckelsen mit seinem Kutter von der Doggerbank zurück, wo er sich immer mit seinen holländischen Freunden traf. Die hatten ihm ein Fäßchen mitgegeben. Ein kleines Fäßchen, aber ein Schatz war's, ein unbezahlbarer Schatz.

Mit der Flut segelte er den Strand an. Der steinerne Kapitän steckte im Mondlicht seinen Hut aus dem Wasser. Der übermütige Spreckelsen rief hinüber: Feine Ladung an Bord, Käppen! Willst mittrinken? Dann komm heute abend nicht zu spät in'n „Lustigen Seehund'!"

Das Fäßchen echten Jamaikas sollte gleich abends angezapft werden. Da wollten sie mal wieder einen Grog trinken, wie's sich gehörte — sein Freund, der Seehundswirt, und er, keiner sonst . . .

Draußen wehte ein kalter Sturm. Im „Lustigen Seehund" saß es sich warm am Ofen. Der Grogkessel summte. Man schenkte ein — halb Wasser, halb Jamaika-Rum. Ah — das war einer!

Es ging auf Mitternacht.

Da — ein Gepolter an der Tür. Ehe man das Schmuggelfäßchen unter die Bank schieben konnte, stolperte ein Hüne von Kerl in die Gaststube.

„Da bin ich!" sagte er und warf sich auf einen Stuhl, daß es krachte. „Ich komm ja wohl noch nicht zu spät?"

„Was willst du denn?" fragte der Wert. „Ist all über die Polizeistunde!"

„Aber die Geisterstunde hat kaum angefangen. Nu macht keine Redensarten! Schenkt ein von der feinen Ladung. Ich bin eingeladen, mitzutrinken. Ist's nicht wahr, Spreckelsen?"

„Ich glaub' fast, das ist der steinerne Kapitän", sagte der wegrückend. „Das geht doch nicht mit rechten Dingen zu!"

„Was geht denn bei dir noch mit rechten Dingen zu?" meinte der steinerne Kapitän, denn er war es wirklich. „Heut' will ich mich erlösen!" Er nahm das Fäßchen und hielt das Spundloch an seinen breiten Mund.

„Das wäre ja noch schöner, uns den schieren Rum wegzusaufen!" schalt Spreckelsen. „Halb Wasser — halb Rum — anders nicht!"

„Ich hab' jahrhundertelang jeden Tag das schale Wasser saufen müssen", sagte der steinerne Kapitän. „Das hilft nun nicht — trink du das Wasser, ich behalt' den Rum!"

Und schon ließ er ihn durch die Gurgel laufen.

„So 'ne Frechheit!" schimpfte Spreckelsen. Er und der Wirt versuchten, das Fäßchen an sich zu reißen.

Aber der Käppen hielt fest und trank und trank.

Da hob Spreckelsen die Faust und schlug dem Zecher auf den Kopf, aber er schlug auf Stein. Ihm tat nur die Faust weh davon —.

„Mach, daß du wieder in deinen Priel kommst!" schrie der Wirt.

„Nee, nu bleib ich an Land", sagte der steinerne Kapitän. „Nu bin ich nicht mehr verwunschen." Er machte die Nagelprobe. „Nicht ein Tropfen ist mehr im Faß!"

Die Lampe war fast heruntergebrannt, als die Seehundswirtin gegen Morgen in die Gaststube kam.

Ihr Mann und Spreckelsen lagen mit den Köpfen auf der Tischplatte und schnarchten. Zwischen ihnen stand das leere Fäßchen Jamaika.

„Schämt euch!" sagte sie, die Männer wachrüttelnd. „Ein ganzes Faß an einem Abend auszutrinken!"

Die beiden rieben sich die Augen und erklärten dann, der steinerne Kapitän habe es getan.

„Der steht, wo er immer steht!" meinte sie.

Aber als sie zusammen auf den Deich gingen und — es war wieder Ebbe — auf die Watten hinausblickten, war kein steinerner Kapitän mehr zu sehen.

Nachher hieß es zwar, es sei in der Sturmnacht umgeweht und läge der Länge nach auf dem Grunde des Priels. Aber wer ihn dort nicht mit eigenen Augen gesehen hat, braucht das nicht glauben.

Kleine Wahrheiten.

Von Richard Claußen.

Wieviel Schönes wurde uns geschenkt und wie wenig bedenken wir, daß Geschenke verpflichten!

*

Was wir aus unserem innersten Wesen heraus tun, das ist in Wahrheit artgemäß.

*

Das Wertvolle am Opfer ist die Gesinnung, aus der heraus es gebracht wird.

*

Je wertvoller der Mensch ist, desto eher wird er bereit sein, sich für etwas Großes zu opfern.

*

Kleine Menschen bleiben immer klein: selbst wenn sie in Feuer geraten, gibt es nur ein Strohfeuer.

*

Verkommen würden Mensch und Tier, wenn sie nicht in einen immerwährenden Kampf hineingestellt wären.

*

Große Männer führen große Zeiten herauf, und große Zeiten bringen große Männer hervor.



Bunte Chronik



Schönheitsmittel als Scheidungsgrund.

Ein sehr „zweckmäßiges" Gesetz wurde im Jahre 1770 vom englischen Parlament zum Schutze der Männer erlassen. Darin wurde bestimmt, daß alle Frauen, wie immer ihr Alter, Rang, Gewerbe auch sei, ob Jungfrauen, Ehefrauen oder Witwen, die nach Erlaß dieses Gesetzes irgend welche Ihrer Majestät männlichen Untertanen durch Schönheitsmittel zur Ehe verführen bzw. ihre Ehemänner betrügen, dieselben Strafen erleiden sollen, welche gegen Hexerei und ähnliche Verbrechen gelten. Als „Schönheitsmittel" in diesem Sinne galten: Parfümerien, Schminke, kosmetische Waschwasser, falsche Haare, künstliche Zähne, spanische Wolle, eiserne Schnürbrüste, ausgestopfte Hüften und hohe Hacken. Alle unter solchen Umständen geschlossenen Ehen konnten nach dem neuen Gesetz für null und nichtig erklärt werden, sobald die „schuldige Partei" dieses scheußlichen Betruges überführt war.



Lustige Ecke



Unlautere Konkurrenz.



Verantwortlicher Redakteur: Marian Hepke; gedruckt und herausgegeben von A. Dittmann, T. z o. p., beide in Bromberg.